

Verbundkatalog Kalliope

In: Sonntagsblatt Nr. 7. 12.2.1967, S. 26.

An Bord der "Statendam".

Mann, Klaus

1967-02-12

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

DE SONNTAGSBLATT SERIE

KLAUS MANN

Mein Aufbruch in die neue Welt

Begegnungen mit berühmten Zeitgenossen / Schluß

Martin Gregor Dellin wird im Jahre 1968 in der Nymphenburger Verlagshandlung, München, die gesammelten Erzählungen und Essays von Klaus Mann, die in Deutschland noch zum Teil unbekannt sind, herausgeben. Wir drucken einige literarische Skizzen über berühmte und weniger prominente Zeitgenossen, denen Klaus Mann begegnet ist, mit freundlicher Genehmigung des Verlags und des Herausgebers erstmalig im SONNTAGSBLATT in einer Serie ab.

An Bord der „Statendam“

Ein schmaler Steg verbindet das Schiff mit dem Land. Wenn der Steg hochgezogen wird, ist es, als wäre eine Nabelschnur zerrissen — eine Nabelschnur, mit der wir noch an der mütterlichen Erde hängen.

Das große Boot verläßt Rotterdam gegen drei Uhr morgens. Am folgenden Tag halten wir noch zweimal: zuerst nahe der französischen, dann bei der englischen Küste. Aber weder in Boulogne, noch in Southampton legen wir an. Die Passagiere werden in Motorschiffen herbeigeführt. Die Gesellschaft ist komplett, das Schiff ist voll — jede Kabine besetzt. Ich glaube, an die zehntausend Personen sind wir alles in allem. Diese zehntausend Menschen werden nun, acht Tage lang, über das große Wasser miteinander unterwegs sein.

Man sage was man will: Es hat viel Abenteuerliches. Wir sind ausgesetzt, es ist immer noch die Arche Noah, die auf der großen Flut gleich einer Nullschale tanzt — feil wie eine sehr stattliche, komfortabel ausgestattete Arche. Die Perfektion der Ausstattung — das Impensierende des technischen Apparats können über das Abenteuerliche der Situation nicht hinwegtäuschen. Der phantasielose Mensch mag sich hier vorzukommen wie in einem großen, sternenklaren Hotel. Ich werde den Gedanken an die Nullschale nicht losgelassen von den ungeheuren, launenhaft bewegten Elementen. Das offene Meer ist zugleich die völlig monotone und die abwechslungsreichste Landschaft. Wie viele verschiedene Gesichter zeigt es manchmal an ein und demselben Tag! Die „Statendam“ ist ein festes, schönes und solides Schiff, das als „Nathan“ zu bezeichnen eine poetische kleine Respektlosigkeit und Freiheit bedeutet. Es ist in allen seinen vielen Räumen mit einem verfeinerten und edel-praktischen Geschmack eingerichtet — der große gefüllte Festsaal der ersten Klasse mit seinen Gobelen ist sogar etwas wie eine Sehenswürdigkeit. Überhaupt: eine kolossale Sache, so ein Schiff — blickt impotente Leistung menschlichen Witzes, menschlicher Erfindungsgebe, menschlicher Geduld und Energie.

Wenn man sich die Leute so anschaut, mit denen gemeinsam man die acht langen Tage auf dem launenhaften Ozean verbringt: Man würde gar nicht darauf kommen, daß irgendwelchen Wunder von der Art eines großen Dampfers ausgedacht und fertiggestellt hat. Den ganzen Tag über wollen sie — wie die Kinder — amüsiert und ein wenig in Spannung gehalten sein — wobei dann freilich ihre Ansprüche was Andeuten und Spannung angeht, nicht gerade sehr hochgeschraubt sind. Was denkt sich die Schiffsleitung nicht alles aus, damit sich die lieben Leute nicht langweilen! Immerfort gibt es etwas Neues.

Morgens steht es schon auf der schwarzen Tafel im Speisesaal geschrieben: Heute Kino für die lieben Leute und vorher Tennis, und nach dem Tennis mit allerlei Spiel und Scherz — dröhlige Maskierungen, Damenwahl, Springen über Stühle nach Walzerhythmus; die wirklichen Kinder kriegen auch noch Knallfrösche, falsche Nasen und bunte Trompeten, voraus daß die Erwachsenen etwas älterdöhlig sind. In den Pausen zwischen langen Mahlszeiten, „talking pictures“ und Tanz, beschäftigen sich die jungen Amerikaner mit Pingpong und Deckgolf; oder sie steigen hinunter zum Swimming-Pool: diesem sonderbaren, in einem Marmorbecken schaukelnden kleinen Wasser im Bauch des Riesen, der sich über das große Wasser hin bewegt. Die Älteren liegen in ihren Deckchairs — viele sogar mit Büchern: Es hat immer etwas Trübseliges für einen Schriftsteller, Bücher in den Händen von robusten Geschäftsleuten oder flüchtig hergeleiteten Damen zu sehen. — Die Liegestühle, mit ihrem Zubehör von Decken, die man sich um die Beine wickelt, erinnern mich an die Sanatorien der Hochgebirge. Überhaupt hat das ganze Leben auf dem Schiff etwas Zauberberhaftes. Statt der traurigen Davoser Promenade gibt es hier den etwas verzweifelteren Rundgang um Deck und Masten und her, wie die Tiere im Käfig, und man zählt melancholisch die Meilen, die man hinter sich gebracht hätte — wenn man sie eben hinter sich gebracht hätte, anstatt die gute Muskelkraft im Kreislauf zu vertun über dafür hat ja das große Schiff inzwischen wirkliche Meilen hinter sich gebracht, dies bedeutet man zum Trost.

Ich bin kein ausgesprochener Pingpongfreund, und im Swimming-Pool kann man sich schließlich nicht den ganzen Tag aufhalten. Da ist das Beste der Liegestuhl Davoser Stils, zumal wenn man selber der guten Wolke doch noch viele Bücher mit sich nimmt. Ich möchte ja gern davon erzählen, was ich alles gelesen habe, während das Schiff seine vielen Meilen und Knoten zurücklegte; ich hätte da von vielen und schönen literarischen Entdeckungen und Wiederentdeckungen zu berichten. Es würde einen langen, bunten Bericht und eine große Aufzählung geben. Aber das soll nun nicht sein, soweit Platz habe ich nicht zur Verfügung, und ich darf mich keineswegs gehen lassen wie das großartige Element, dessen erhabener Launenhaftigkeit ich anvertraut und überantwortet bin samt allen Büchern

neben meinem Liegestuhl, samt allen Pingpongspielern, Schwimmern, Spaziergängern und „talking pictures“-Freunden.

Wenn das Buch mir auf die Knie sinkt, kommen die Gedanken — meistens sind es keine von der besten Sorte. Was geschieht, während ich hier liege und aufs Wasser schaue, in Europa — in diesem alten, problematischen, mit zehntausend Ängsten geliebten Europa, von dem ich mich in jedem Augenblick mit meinem Körper entferne, und von dem meine eigentliche Person, die Substanz meines Seins, sich doch niemals lösen oder auch nur wesentlich entfernen kann? — Man erfährt nicht eben viel von den Ereignissen in der Menschenwelt auf unserer Palace-Nullschale. In der kleinen Zeitung, die an



Aus Saut Steinbergs Skizzenbuch „Passage“, Roschitz-Verlag, Hamburg

Lob der Harfenistin

Die himmlischen Heerscharen musizieren; Gott, der Herr, wird nicht müde, hinzuhören und mit Vergnügen zu lauschen. Welcher Instrumente bedient sich denn, das überreiche Orchester, das da auf den rosig schimmernden Wolken thront? Man weiß wohl, daß die Engel sehr liebliche und angenehme Stimmen haben und sie mit halber Technik zu gebrauchen wissen. Aber es sind doch keine A-cappella-Chöre, die sie zum Plätschen der gebenedigten Familien klingen lassen. Andererseits gilt es für unwahrscheinlich, daß sie ihre ewig süßen Lobgesänge auf dem Piano oder mit einem Streichorchester begleiten. Es sind Harfen, deren sie sich bedienen — darüber gibt es kaum eine Meinungsverschiedenheit. Harfenklänge sind es, mit denen sie die Schöten füllen. — Harfenklänge waren es auch, mit denen der Knabe David seinen König Saul entrückte, und zwar bis zu dem Grade, daß aus dem Entzücken für den König fast Qual und Erniedrigung wurde.

Als kleiner Junge sollte ich das Klavierspielen erlernen — man fand es passend, und ich wurde nicht gefragt. Mehrere Damen, die mit dem Klavierunterricht ihr täglich Brot verdienen, bin ich im Laufe der Jahre zur Last gefallen: die erste, der ich anvertraut wurde, war eine ältere, unschöne aber herzensgute Person. Ihre Tochter hatte einen guten Namen als Pianistin und gab sich nicht nur mit den reiferen Schülern ab; die alte Dame mußte sich mit den Anfängern plagen, zum Beispiel mit mir. Noch sehe ich die Stube vor mir, wo ich die erste Bekanntschaft mit den Fingerübungen, den quälenden Etüden machte. — Neben dem Flügel, über dessen blanke Tastatur sich meine ungetrübten, störrischen

Bord gedruckt wird und die, ziemlich märchenhafterweise, „The Ocean-Post“ heißt, stehen jeden Tag nur ein paar politische Notizen. Einer Phantasie, die sich daran gewöhnt hat, das Schillmiste für möglich — für wahrscheinlich zu halten, bleibt viel Spielraum offen für ihre Befürchtungen, ihre finsternen Kombinationen.

Haben wir nicht schon ebensoviel Sorgen wie wir Gedanken im Kopf haben? Sind wir nicht kowert? Ach, und geben wir es uns doch zu: Von dieser Art Sorgen können wir nie mehr los, wir sind an sie angeschlossen, sie begreifen unser ganzes Schicksal in sich, sie sind selber ein Teil unserer Existenz geworden. — Was wird aus Europa? Wie wird es diesen bald beginnenden Winter überleben? Wann verändert es sich? Wie verändert es sich? Oder sind aus alten Hoffnungen schon Illusionen geworden?

Der Anblick des ewigen Meeres, das wir befahren, könnte uns philosophisch stimmen und uns an die Relativität, an die Scheinbarkeit, Unmöglichkeit, Vergänglichkeit all unserer Sorgen gemahnen. Aber wir müssen dem unendlichen Wasser antworten — hochmütig und grandvoll zugleich: Du hast leicht weise sein, du wirst immer rauschen und deine Wellen bewegen. Aber wir leben doch nur jetzt — jetzt und hier, und unter leider bedenklichen Umständen.

Diese gefährlichen Umstände erfordern doch unser ganzes angepaßtes Interesse; unseren Mut, unseren Willen; vielleicht auch unsere Traurigkeit, vielleicht selbst unsere Verweifung. Es ist uns doch aufgetragen, bei der Sache zu sein, bei unserer Sache — solange wir denn dazu verurteilt sind, hier leben und atmen zu müssen. Begrüßt du das denn nicht, du teilnahmslos großes ewiges schönes Meer?

meiner Lehrerin — die ich nie von Angesicht gesehen hatte und die ich mir, deshalb, reichlich schön, mit goldenem Gelock und sehr stark leuchtenden Augen vorstellte — vielleicht, oder sogar sehr wahrscheinlich, hatte sie besondere Gründe dafür, so zu tun und das Gerücht zu verbreiten, als erledige sie das Harfenspiel nebenbei und messe dieser wunderbaren Beschäftigung keine besondere Wichtigkeit bei. In Wahrheit war die Harfe jedoch Mittelpunkt und Seligkeit ihres Lebens. Wenn der Abend hereinbrach, die Wohnung leer von Schülern war und eine feierliche Stille in den Räumen herrschte, wo jetzt die öden Etüden das Ohr beleidigten — dann setzte sich das schöne Fräulein wohl an das kostbar-kühnliche Instrument, ein rosiges Licht umfloss sie, vielleicht wuchsen für sie sogar Engelsflügel — denn, kleine, silbrige Engelstümpel, die man auf den ersten Blick gar nicht bewachte, die dann aber um so charmanter wirkten — und nun ließ sie Sphärenmusik klingen.

An diese hochbegnadete Tochter meiner Klavierlehrerin — oder vielmehr: an die kindlich-zauberhafte Vision, die ich von ihr hatte — muß ich nun immer denken, wenn ich den Harfenistinnen in einem großen Orchester zuschaue. Meistens haben sie ihren Platz an der äußersten Seite, links vom Publikum. Es ist eine Passion von mir, sie zu beobachten. Vielleicht kleine Rätsel geben die Harfenistinnen mir auf.

Zum Beispiel frage ich mich: Wieso, warum, aus was für unerschöpflichen Gründen sind es immer weibliche Wesen, denen man den Sitz an der Harfe anvertraut? Würden Männer, die doch sonst fast das ganze Orchester besetzen, gerade dieses Instrument — gerade die Harfe — abwehren? Sind virile Finger zu plump, gerade für diese Seiten? — Es gibt ja nur ganz wenige Berufe, die mit solcher Exklusivität dem „schönen Geschlecht“ vorbehalten scheinen, wie eben der das Harfenspiel.

Wenn man erst einmal darauf achtet, so ist es quälend festzustellen, wie selten die Harfenistinnen sich betätigen dürfen. Halbe Stunden lang müssen sie untätig sitzen — träge Engel mit recht süßlichen Mienen — bis es ihnen einmal gestattet ist, ein wenig Himmelsmusik hervorzupfeifen. Manchmal zeigen sie ein seltsames Lächeln, wenn die Reihe an ihnen ist und sie — endlich, endlich — mit gespielten Flügeln durch die Saiten rauschen können. Aber wie kurz, wie flüchtig ist die Seligkeit! Kaum ist der Ton erklingen, so muß er auch schon wieder gedämpft und ausgelöscht werden, damit er nicht störend weiterklingt. Mit einer Gebärde, deren weltlich-schamhafter Charakter mich rührt, deckt die Harfenistin ihren gerade erst begonnenen Ton wieder zu: Sie legt ihre Hand auf die Saiten wie auf einen jungfräulichen Busen, sie „verhüllt“ den Ton wie eine Frauenstatur die Scham „verhüllt“.

Unlängst, als ich der Aufführung einer modernen — oder doch fast modernen — Symphonie durch ein großes Orchester beiwohnte, bedauerte es mir eine wahre Genugtuung, daß die Harfenistinnen — es waren ihrer zwei — relativ reichlich beschäftigt schienen. Die Symphonie gehörte zu den ausweichend üppig instrumentierten (großartig-pompöser Geschmack der Jahrhundertwende) Blech- und Schlagzeug durften sich austoben nach Herzenslust, und wenn die musikalische Stimmung lyrisch ward, so war auch den Harfen gestattet, sich ein wenig hören zu lassen. Freilich, benachteiligt waren sie immer noch, im Vergleich zu allen übrigen Instrumenten — und dies besonders in einer Hinsicht. Der Dirigent überließ ich. Ich habe ganz genau aufgepaßt: Er würdigte die beiden Damen keines Blickes — kein Wink, keine der vielen beschwörenden, dämpfenden, aufbauenden, erregenden Gesten wurden ihnen vergönnt. Was für ein schrecklicher Hochmut von Seiten des Dirigenten lag in diesem seinem Verhalten gegenüber den Harfenistinnen! Wirklich, ich litt in meinem Herzen für sie. Gerade heute hatten sie ihren relativ großen Abend, und nun war doch wieder alles verloren. Eine Art von melancholischer Selbstmitleid schien ihnen vorbehalten zu sein: sie durften sie ihre zarten Töne hören lassen, wenn immer es ihnen beliebte — wenn könnten sie weheben, sie gingen ja unter im kolossalen Gewoge, es achtete niemand auf sie...

Was mich aber am längsten und intensivsten beschäftigt, ist die Frage: Wie sind diese Damen dazu gekommen, sich für den Beruf der Harfenistin zu entscheiden? Welche inneren Prozesse sind vorausgegangen, bevor eines dieser seltsamen Menschenkinder den — sicherlich sogar etwas schmerzlich bedingten — Anvertrauten davon Mitteilung machte: Alles ist wohl bedacht, mein Entschluß ist unumstößlich: Ich werde Harfenistin. Aber welche geringe Chance bietet die Harfe auf dieser prosaischen Erde! Das Lieblingsinstrument der himmlischen Heerschar wird von irdischen Konzertpublikum nur ungenügend gewürdigt. Zwar weiß ich wohl, daß es gibt einige Harfenkonzerte, auch Doppelkonzerte für Harfe und Flöte existieren, wenngleich in geringer Anzahl. Aber wie selten werden sie aufgeführt! Um es nur zu gestehen: Ich habe niemals eines gehört.

Freilich sind auch für junge Damen, die Pianistinnen werden wollen, die Enttäuschungen wahrnehmbar: jedoch immerhin nicht ganz sicher. In dem Entzücken über ein Leben der Harfe zu weihen, liegt ein asketisches Moment, ein Pathos des Verzichtes, des Sich-Losmachens von allen weltlichen Hoffnungen. Nimmt nicht eine Jungfrau die Harfe, wie man den Schleier nimmt? Sie tritt gleichsam vorzeitig in die Schär der Engel ein... All dies muß ich bedenken, und all dies rührt mich, wenn ich den — einfach aber sauber, meist dunkelgekleideten — weiblichen Cherubim zuschaue, wie sie ganz am Rande des Orchesters sitzen. Nach langen Zeiten des melancholisch-gequälten Harfens — während derer sie sich, mühsam und blicklos, den Ansichten geben, als lauschten sie mit Interesse und selbst mit Wohlgefallen der Symphonie, die ihr Instrument so arg vernachlässigt —, nach kringelhafter ausgedehnten Pausen ist es ihnen vergönnt, ein ganz klein bißchen himmlische Musik mit Sorgfalt und Delikatesse hervorzupfeifen...